

Mensch und Gesellschaft in Sowjetrußland

Zum Roman „Der Kurzschuß“ von V. Tendrjakov

GALINA BERKENKOPF

Die zukünftige Entwicklung der Sowjetunion gibt uns zweifellos mehr Rätsel auf als die irgendeines andern Landes aus dem europäischen Kulturkreis. Es geht hierbei nicht nur um Größe und militärische Macht, sondern um die messianische Rolle, die dieses Land unablässig und ausdrücklich für sich beansprucht und dadurch als „Erlöser“ und Wegweiser in die Zukunft auftritt. Um so wichtiger ist es angesichts dieser Proklamation und Ansprüche, die Entwicklungstendenzen des Menschentypus und der sozialen Verhältnisse Sowjetrußlands zu erforschen. Die ängstlich gehüteten Grenzen erschweren freilich ein solches Unterfangen seit Jahrzehnten. Zu den wenigen Quellen, die man befragen kann, gehört die Kunst des Landes. Zwar ist diese durch den totalen Staat in ihrem Aussagevermögen gehemmt und eingeschränkt. Trotzdem bieten sich Möglichkeiten, Echtes von Falschem zu unterscheiden, weil es im Wesen der Kunst liegt, dem Erzwungenen, der subjektiv bewußten Lüge keine Kraft echter Gestaltung zu gewähren.

Es handelt sich dabei vornehmlich um die Dichtkunst im weiteren Sinn, obwohl auch Musik einiges vermitteln könnte. Doch sind die Aussagen der Dichtkunst präziser und leichter zu deuten. Am wenigsten vermag uns die Malerei zu sagen — einerseits weil sie immer noch am meisten unter dem Zwang steht, andererseits weil gerade die bedeutendsten russischen Maler seit Jahrzehnten, zum Teil schon vor der Revolution nach dem Westen ausgewandert sind, wo sie vielfach bahnbrechend gewirkt haben (Kandinskij, Javlenskij, Chagall).

Dem unschätzbaren Wert freier Aussagen wie denen Pasternaks und — künstlerisch allerdings nicht so wertvoll und damit auch objektiv nicht gleich aufschlußreich — Narizas und Jessenin-Volpins¹, die leider an den Fingern einer Hand abzuzählen sind, steht eine Unzahl innerhalb der Sowjetunion erschienenener, also von der Parteizensur erlaubter Werke gegenüber. Diese sind wohl in ihrem Themenkreis erheblich eingeengt: nicht nur Gott, sondern auch Tod, Leid und Schuld dürfen nicht im Mittelpunkt des Werkes stehen. Sie vermögen aber, soweit sie von künstlerischem Wert sind, immer noch wichtige Aufschlüsse zu erteilen.

Es ist erstaunlich, wie wenig Notiz von der sowjetischen Literatur gerade in dieser Hinsicht genommen wird. Die westlichen Leser und Verleger, die ja die „Avantgarde“ der Leser bilden sollten, suchen nach politischen Sen-

¹ M. Nariza, Das ungesungene Lied, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; russisch in „Granj“, Possev Verlag, 1961. — A. Jessenin-Volpin, A leaf of spring, New York 1961. Praeger, russ. und engl.

sationen oder stellen enttäuscht fest, daß bei allen sonstigen Vorzügen des betreffenden Werkes die kommunistische Einstellung dennoch zu spüren ist — erstaunlich wäre ja nur das Gegenteil. So findet sich unter den recht zahlreichen Besprechungen des Buches eines jungen und begabten sowjetischen Schriftstellers², das sogar Tabellen und Zahlen enthält, keine einzige, die an Hand des Buches einige wichtige Schlüsse über das sowjetische Dorf, das Hauptthema dieses Werkes, gezogen hätte. Man hätte z. B. daraus folgern können: Die Einkommen der Kolchosbauern sind jahrzehntelang erbärmlich gewesen; sie hatten nach dem Krieg nur Lumpen anzuziehen, es gab weder Nägel noch Tabak, ihre Hütten verfielen, es mangelte auch an Brennholz. Die junge Generation des Dorfes flieht in die Stadt, es bleiben vornehmlich alte Frauen und ganz alte Männer zurück. Diese bekommen aber keinerlei Hilfe in ihrem Alter, außer wenn sie irgendein staatliches „Amt“ ausgefüllt hatten. Schon diese wenigen Folgerungen aus dem Buch wären aufschlußreich genug, um die sowjetrussische Wirklichkeit aus einer glaubwürdigen und echten Schilderung buchstäblich „abzulesen“. Gerade dies soll hier an Hand eines kürzlich erschienenen Werkes von Vladimir Tendrjakow versucht werden³.

Dieser Kurzroman eignet sich hierfür vor allem durch seinen künstlerischen Wert. Tendrjakow ist ein guter Schriftsteller. Seine wenigen bislang erschienenen Werke gehören zu den besten der jungen Generation. Als Sohn eines Angestellten 1923 geboren, Kriegsteilnehmer und Absolvent der Moskauer Literaturhochschule, scheint er genau so wenig antikommunistisch zu sein wie sein Altersgenosse Ssolouchin. Seine Erzählung „Die Wundertätige“ z. B. ist ausgesprochen gottfeindlich im primitiven sowjetischen Sinn. Desto unvoreingenommener und für uns wichtiger sind seine Aussagen. Allerdings darf man bei dem in der Sowjetunion herrschenden System der Vorzensur, der Diffamierungen und der drakonischen Strafgesetze nicht zu viel Harmlosigkeit bei den jungen sowjetischen Dichtern annehmen. Bezeichnend ist etwa, daß weder Tendrjakow noch Ssolouchin, obwohl Kriegsteilnehmer, bisher etwas über den Krieg veröffentlicht haben.

Der Titel der Erzählung „Der Kurzschuß“ ist ohne Zweifel doppeldeutig und erlaubt uns daher, auch die darin geschilderten Gestalten als Typen, Hinweise, ja Mahnungen aufzufassen. Die Erzählung spielt in der Gegenwart und schildert die „sowjetische Intelligenz“ einer mittelgroßen Stadt. Milieu und Zeit sind nicht außergewöhnlich, es wird weder die Neulanderoberingung noch ein „Sturmneubau“ wie an der Angara noch eine sonstige patriotische Heldentat dargestellt. Das Aufschlußreiche der Erzählung liegt gerade in ihrer Alltäglichkeit, sie betont das Typische der Ereignisse. Diese entwickeln sich innerhalb von vier Stunden an einem Silvesterabend. Die Zeit spielt mit, sie wird bewußt in den Ablauf der Handlung hineingenommen, sie bewegt

² Vladimir Ssolouchin, *Ein Tropfen Tau*, München-Salzburg 1961, Pustet.

³ V. Tendrjakow, *Der Kurzschuß* (russ.) in der Zeitschrift *Snamja*, Moskau, März 1962. Eine deutsche Ausgabe wird vom Verlag A. Pustet, München-Salzburg, vorbereitet.

den Uhrzeiger, sie schreitet mit den Jahren, sie wird erwartet und begrüßt, aber auch bereut und in Frage gestellt, und zwar in die Endfrage des ganzen Werkes hinein.

Der Leiter des Stromnetzes eines Gebiets ist im Begriff, mit seiner Frau, dem erwachsenen Sohn, einem Ingenieur, dessen Schwiegereltern — die junge Frau liegt seit dem Morgen in der Klinik, es wird das erste Kind erwartet — und einigen Kollegen den Neujahrsabend zu feiern. Ein Anruf aus dem Elektrizitätswerk, der einen Schaden im Stromnetz meldet, zwingt die Männer, die Feier zu unterbrechen. Sie stürzen hinaus, der Vater wird mit dem Dienstwagen zum Werk gebracht, übernimmt selbst die Leitung, nachdem er den unentschlossenen Leiter brutal zur Seite geschoben hat, schaltet zeitweise den Strom überall ab und bringt die Stromversorgung bald wieder in Ordnung. Der Stromausfall führt aber auf dem chemischen Werk, wo sein Sohn als Ingenieur tätig ist, zu Vergiftungen, da die Lüftungsanlage plötzlich und ohne Warnung aussetzt. Um das Ausströmen von giftigen Abgasen zu verhindern, versucht ein junger Arbeiter, die in beträchtlicher Höhe angebrachten Lüftungsklappen zu schließen, rutscht aus, fällt und verunglückt tödlich. Auf Grund eines Mißverständnisses muß der Leiter des Stromnetzes annehmen, daß der tödlich Verletzte sein Sohn sei; er eilt verzweifelt ins Krankenhaus, wird in die Leichenhalle geführt und sieht dort einen ihm völlig Unbekannten liegen. Er kehrt erschüttert nach Hause zurück, wo inzwischen die Nachricht von der glücklichen Geburt einer Enkelin eingetroffen ist. Die Gäste und die Familie setzen sich an den üppig gedeckten Tisch, um Neujahr zu feiern.

Bei der Schilderung dieser Ereignisse aus dem Leben gelingt es dem guten Beobachter und begabten Schriftsteller Tendrjakov, ein einprägsames Bild der sowjetischen leitenden Schicht, eigentlich des neuen Mittelstandes oder, besser gesagt, einer in dieser Art in Rußland bislang unbekannten Bourgeoisie zu zeichnen.

Die zentrale Figur der Erzählung, Ivan Kapitonovic Ssokovin, ist Sohn armer Bauern; er kam nach dem Militärdienst zur Fabrik, „eroberte sich“ anschließend eine technische Ausbildung als Elektroingenieur und leitet nun seit langer Zeit die Stromversorgung des Gebietes. Um ihn herum gruppieren sich die andern Personen des Romans. Er hat „den Ansatz zu einer großen Persönlichkeit“, wie einer seiner Untergebenen nicht als Schmeichelei, sondern mit neidvoller Bewunderung sagt. Er ist ziel- und verantwortungsbewußt, robust, griffig, entschlußfreudig, energisch. Er lebt ohne Bedenken und ohne Besinnung, zufrieden mit seinen bisherigen Erfolgen und noch größere von der Zukunft erwartend: „ich brauche nur Zeit, zehn bis zwanzig Jahre, und ich weiß schon, was ich damit anfangen werde“.

Er hat ein besonderes Feingefühl für seine Maschinen, errät als erster, was diesen fehlt und empfindet noch zuweilen eine quasi-religiöse Verehrung für die im Grund geheimnisvollen Kräfte — den elektrischen Strom und die Maschinen. Der Strom, „dieser Gott, ist vielgesichtig und allgegenwärtig“.

tig, und ich bin sein Knecht und sein Meister“. Seiner Frau ist er in ruhiger Kameradschaft verbunden. Sie ist groß und stattlich, „nüchtern, in ihrer Art tapfer ... sie lebt in ihren vier Wänden und hält es für ihre Pflicht, diese Wände vor der Feindseligkeit der unermesslichen Welt um sie herum zu beschützen. Sie weiß wie kaum ein anderer, zwischen dem eigenen und dem fremden Los einen Trennungsstrich zu ziehen.“ Ssokovin liebt seinen einzigen Sohn, hatte aber für das Kind keine Zeit und hat für den Erwachsenen kein Verständnis. Damit hören seine Beziehungen zu den Mitmenschen auf. Seine Mitarbeiter kennt er viel weniger als seine Maschinen, weil er kaum auf sie achtet. Typisch dafür ist die rohe Herzlosigkeit, mit der er den ihm seit Jahrzehnten bekannten und mit ihm verschwägerten Leiter des Elektrizitätswerkes behandelt, als dieser nicht den Mut aufbringt, sich bei dem Vorfall über gedruckte Vorschriften hinwegzusetzen. Er hat kein Verständnis für Kunst oder Wissenschaft, geschweige denn für Philosophie oder Religion. Sicher bringt der Sohn auch Tendrjakovs eigene Meinung über Ssokovin zum Ausdruck, wenn er sagt: „Ohne die Revolution wärest du in deinem Dorf ein Kulak geworden. Hättest dir vielleicht selbst einen Bruch angeschafft, deine Arbeiter aber jedenfalls sich zu Tode schuften lassen.“ Ssokovin ist ein Unternehmer der Gründerjahre, der literarisch in direkter Folge von den selbstherrlichen Leuteschindern aus den Dramen von Ostrovskij abstammt. Die Neujaarsfeier in seinem Haus hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit den philosophierenden Gesprächen, dem gemeinsamen Musizieren, der poetisch-verschwommenen, aber schöpferischen Atmosphäre der führenden Schichten im alten Rußland, die uns aus Tolstoi und Turgenew bekannt sind und noch in „Dr. Shivago“ begegnen. Ist er in Feierstimmung, so läßt sich Ivan Ssokovin die Walzerplatte „Auf den Hügeln der Mandschurei“ vorspielen, eine alte Schnulze, die bereits für die Verfasserin dieser Zeilen zu den Köchinnenmoritaten gehörte. Dieser Repräsentant der gegenwärtig herrschenden Schicht ist ein typischer Parvenü und Neureich. Ähnlich mögen die Urbilder dieser Typen nach der Französischen Revolution gewesen sein. Mit diesem Sowjetbourgeois lebt seine Frau, die bei aller ihr vom Autor zugeschriebenen Klugheit und Tapferkeit nur eine recht lahme Kritik an ihrem Mann übt: sie sagt, er sei „manchmal eitel“ und „einige werfen ihm Enge vor“ (sie selbst wohl nicht). Auch sie könnte eine Kaufmannsfrau aus der russischen Provinz des vorigen Jahrhunderts sein. Um ihn herum leben seine Kollegen, in Jahrzehnte dauernder Unterwürfigkeit und in einer fast sklavischen Gesinnung. Die Willkür der Machthaber und die Rechtlosigkeit des Volkes erzeugen eben einen sich weitenden „Personenkult“. Diese Untergebenen von Ivan Ssokovin: der Schwiegervater seines Sohnes und Leiter des E-Werks, sicher ein Ingenieur; der Leiter der Planabteilung, vermutlich also auch Ingenieur oder Volkswirt — erinnern in ihrer tiefen Unterwürfigkeit und der damit verbundenen geistigen Entstellung an die Jammergestalt des kleinen Beamten in Gogols „Mantel“. Der Leiter der Planabteilung „hat Angst, daß Ivan Kapitonovic von

ihm enttäuscht sein könnte, hat Angst, daß jemand aus Neid etwas über ihn zu Ivan sagen könnte, hat Angst, ihm morgens zu begegnen, Angst, wenn er ihn ruft, aber auch, wenn er ihn lange nicht gerufen hat ... bekommt allmählich schon Angst, wenn ihm eine Katze über den Weg läuft ... viel mehr aber noch hat er Angst, daß Ivan etwas passieren könnte ...“

Der Leiter des E-Werkes hat es in Jahrzehnten nie gewagt, auf die groben Anrempeleien von Ivan Ssokovin anders als mit ergebenem Schweigen zu antworten. Im stillen hofft er immer noch auf eine „Sternstunde“, die seine Fähigkeiten ans Tageslicht bringen werde. Einmal hat er auch eine wichtige Korrektur bei einer Planung angebracht. Sein Hinweis wurde höheren Ortes von Ivan Ssokovin vorgetragen und dieser dafür gelobt, der E-Werkleiter aber blieb ungenannt. Jetzt wagt er plötzlich, für ihn selbst wie für Ivan Ssokovin völlig unerwartet, mit einem stillen, aber entschiedenen Protest auf dessen Grobheit zu reagieren, geht nach Hause und legt sich zu Bett. Er sieht nun ein, daß ihm keine Sternstunde mehr beschieden ist, daß er sein Leben im Schatten von Ivan Ssokovin ruhm- und fast sinnlos verbracht hat. Und Tendrjakovs Schilderung der sowjetischen Gegenwart nähert sich hier einer Erzählung von Tschechow, in der ein kleiner Beamter das Pech hat, auf die Glatze des vor ihm sitzenden Generals zu niesen und vor Aufregung, Angst und mißlungenen Versuchen, sich beim General zu entschuldigen, krank wird und stirbt.

Diese von Tendrjakov geschilderten Mitarbeiter eines sowjetischen Managers von heute leben in der Atmosphäre von Gogols und Tschechovs selbstherrlichen Generälen und der servilen und eingeschüchterten kleinen Beamten. Daß sie sich am Neujahrsabend ihrer Haltung bewußt werden und darüber sprechen, scheint in Tendrjakovs Augen keineswegs zu einer entscheidenden Wandlung zu führen. Der Jüngere von beiden hält seine offene Rede für hysterisch, schämt sich und wird wahrscheinlich weiterhin in den Fußstapfen des älteren E-Werkleiters wandern. Dieser sagt, er habe erst heute „irgend etwas verstanden“, folgt aber zum Schluß trübe und willenlos der Einladung Ssokovins zur Neujahrsfeier in seinem Haus.

Ein dritter Mitarbeiter von Ivan Ssokovin ist der Chefingenieur Golubko. Dieser zeigt zwar nicht die entwürdigende Unterwürfigkeit der beiden andern. Im Gegenteil, er antwortet mit ruhigem Spott auf die hitzigen Anwürfe Ivans, tut indes gewissenhaft und besonnen seine Pflicht, ist aber als Mensch ein primitiver Epikuräer — er genießt das festliche Essen, die Wärme, die gutbürgerliche Einrichtung und die Silvesterflaschen im Haus Ivans und läßt keine Ängste, Zweifel oder innere Unruhe an sich heran. Sie alle, der Chef und seine Mitarbeiter, zeigen übrigens nicht die geringste Kameradschaft, nicht den geringsten Wunsch, einander beizustehen. Im Gegenteil, alle haben sie Angst vor den höheren Instanzen und versuchen bereits, in Vorbereitung der drohenden Untersuchung die Verantwortung aufeinander abzuschieben.

Die Opposition gegen Ivan Ssokovin und sein ganzes Milieu wächst den-

noch heran, und zwar in seinem engsten Kreis. Es ist sein Sohn, der als Vertreter dieser Opposition in den Reihen der heranwachsenden leitenden Schicht auftritt. Ihm zur Seite steht getreulich und gläubig, bereits den jungen Mädchen aus der früheren Intelligenzija ähnlich, die siebzehnjährige Tochter Golubkos und sicher auch seine junge Frau (die aber im knappen Rahmen der Erzählung nicht auftritt, weil sie am Morgen des Tages in die Frauenklinik gebracht worden war). Die Opposition des Sohnes ist besonnen und begründet, sie ist unpathetisch, aber von tiefem Ernst; der Lebensweg dieses jungen Ingenieurs wird im Grund davon bestimmt.

Im Unterschied zu der früheren Intelligenzija kümmert sich dieser junge Mann aber nicht um Ideologien und Programme, er geht auch nicht „ins Volk“, obwohl er als Halbwüchsiger von Ähnlichem geträumt hatte, sondern absolviert die Hochschule und arbeitet als Fachmann in einem Werk. Aber sein Leben und Denken stehen unzweideutig im Schnittpunkt von zwei Schicksalen, die typisch für die heutige Sowjetunion sind: auf der einen Seite sein Vater und im Gegensatz zu diesem der junge Arbeiter Ssanjka (der bezeichnenderweise vom Vater ungewollt getötet wird). Ssanjka ist derselbe unterdrückte und arme, aber gute Mensch, der schon immer Gegenstand des sozialen Pathos in der großen russischen Literatur gewesen ist. Diese Gestalt erscheint wieder in der grauen Armut des unbarmherzigen Alltags sowjetischer Staatsfabriken. Ssanjka wird auch bezeichnenderweise mit der gleichen Pejorativform des Namens Alexander genannt wie die früheren Leibeigenen. Als kleiner Straßenjunge war er Nachbar und Feind des behüteten und gut versorgten Vadim Ssokovin, des Sohnes von Ivan Ssokovin. Sanjka prügelte Vadim und Vadim haßte ihn deswegen. Als Vadim auf die höhere Schulstufe kam, trat Ssanjka in die Fabrikschule ein. Es begann der zweite Weltkrieg, Vadim ging weiter zur Schule und bekam jeden Morgen von seiner Mutter das Frühstück sorgfältig in die Serviette eingewickelt, den Schal um den Hals gebunden. Da sah er einmal ein vom Kriegsschauplatz evakuiertes Werk: Werkbänke und Maschinen standen einfach auf dem freien Feld, die Arbeiter bückten sich darüber im kalten Regen des beginnenden Herbstes — es war nicht zu hoffen, daß bis zum Winter Fabrikwände und Dach die Arbeiter vor Kälte und Nässe schützen würden. Und hier erblickte er plötzlich den schmalen, gebeugten Rücken und das magere, runzelige Gesicht des sechzehnjährigen Ssanjka, der im freien Feld an der Werkbank stand. — Dieses Bild prägt sich Vadim ein und bestimmt auch seine Einstellung zum Vater. Entschieden und ruhig wirft er dem Vater vor, daß dieser sich nur um die Maschinen und ihre Leistung sorge, nicht aber um die Menschen, ja noch mehr: daß Stromnetz und Elektrowerke seine Götzen seien. Gerade Ssanjka wird nun von Ivan Ssokovin diesem Götzen geopfert; denn er ist der tödlich verunglückte Arbeiter des chemischen Werks. Er hat eben versucht, das Ausströmen giftiger Abgase zu verhindern, statt sich seinen Kameraden anzuschließen, die aus der Werkhalle hinausgerannt waren.

Sein Tod erschüttert Vadim und bringt ihm Ssanjka näher, als es im Leben der Fall war; denn auch Vadim kannte Ssanjka bisher nicht viel besser als Ivan Ssokovin. So wußte er nicht, ob Ssanjka eine Familie habe, er hatte vermutlich keinerlei menschliche Beziehungen zu den Arbeitern seines Werkes. Nun will er „versuchen, Ssanjka ähnlicher zu werden“, wie er zu der jungen Ingenieurstochter, seiner guten Kameradin von der Schule her, sagt. Für seinen Vater aber kann Ssanjkas Tod wohl kaum von entscheidender Bedeutung werden. Der Autor scheint dieser Generation keine Möglichkeiten der Wandlung zuzutrauen. Seine Erzählung endet mit den Worten, die er dennoch wohl an Ivan Ssokovin und seine Schicht richtet: „... das neue Jahr, dreihundertfünfundsechzig neue Tage. Wie soll man sie leben? Es lohnt, darüber nachzudenken.“

Man empfindet ein Widerstreben, wenn man sich nun daran macht, Tendrjakovs Erzählung mit einigen Strichen zu deuten; sie deutet sich eigentlich selbst. Immerhin lohnt es vielleicht, den deutschen Leser, dem die russische Literatur nicht so gegenwärtig sein kann, auf einiges aufmerksam zu machen.

Die reichlich unwirklichen heldenhaften Arbeiter und Bauern aus den sowjetischen Vorkriegsromanen sind in Tendrjakovs Erzählung nicht mehr zu sehen. Sie spielt in einem rein „bourgeois“ Milieu der leitenden Angestellten. Soweit aber Arbeiter darin erscheinen, stehen sie gebückt, sind einsilbig und bedrückt, haben gewissermaßen kein Gesicht, sondern nur einen gebeugten Rücken. Das Gesicht des einfachen russischen Arbeiters wird von Tendrjakov echt dargestellt in seiner Erzählung „Drei, Sieben, As“⁴. Gerade der Vergleich zwischen den beiden Erzählungen zeigt ganz klar, wieweit bereits die soziale Schichtung in der Sowjetunion und der Abstand zwischen den Schichten vorangeschritten sind. Die Stalinperiode hat das hohe revolutionäre Ziel der sozialen Gerechtigkeit weithin verfehlt und aus den Augen verloren. Die angestregten Bemühungen der Nachfolger gehen eindeutig in die Richtung einer größeren sozialen Gleichheit — so die Hebung der Elendslöhne ungelernter Arbeiter und Kolchosmitglieder und der Versuch, Absolventen höherer Schulen in Fabriken und Kolchose zu schicken. Aber diese Bemühungen werden kaum von entscheidender Bedeutung sein; denn zugleich mit der sozialen Differenzierung vollzieht sich die Entwicklung zum staatlichen Großbetrieb auf dem Land und zur Industrialisierung. Solange aber die bürokratische Staatswirtschaft in ihrer geringen Produktivität die Lebenshaltung des Volkes nicht wesentlich steigen läßt, bezieht die soziale Differenzierung vor allem die Einkommen ein, während sie sich in produktiver wirtschaftenden Gesellschaften mehr auf die Inhalte des Bewußtseins, auf den Geschmack bezieht und darin nicht unbedingt mit den Einkommensstufungen parallel geht.

Die soziale Differenzierung der sowjetischen Gesellschaft enthält aber noch einige andere Züge, die sie von der Schichtung in den freien Gesell-

⁴ Im Sammelwerk „Der Prozeß beginnt“ bei Kiepenheuer und Witsch, Köln 1961.

schaften unterscheiden. Da ist vor allem die überwältigende Furcht vor den Vorgesetzten, ein Denken in Kategorien der bürokratischen Karriere, ihrer Erfolge und Strafen, die vordergründige Sorge: nun gibt es eine strenge Untersuchung der Partei und einen Verweis, wenn nicht Schlimmeres. Für einen russischen Leser wirkt diese ständig hinter allem lauernde Furcht vor der Partei und den Vorgesetzten wie eine Rückkehr zu den Zeiten Nikolaus' I., also des absolutistischen russischen Imperiums. Der alles beherrschenden Furcht vor dem „höheren Ort“ entspricht eine brutale, überhebliche und herzlose Haltung von seiten der Vorgesetzten.

Man ist fast versucht, angesichts dieser „sozialistischen“ Gesellschaft Puschkins Verse zu zitieren: „Das Land der Sklaven und der Herrn, der blauen Uniformen und des ihnen gehorsamen Volkes.“ Fast versucht, — wenn nicht der Widerstand zu spüren wäre. Es gibt, nach der Erzählung, eine Schicht, die einzige, die von der allgemeinen Furcht und der ihr entsprechenden brutalen Herrschsucht kaum erfaßt ist; noch mehr, sie wird zunehmend davon frei, sie denkt in anderen Kategorien. Die vorerst rein natürlichen sittlichen Regungen drängen in ihrem Denken und Tun vor und besiegen die sonst überall herrschenden Motive der Furcht, des Machtstrebens und des Nutzens. Diese Schicht wird von den Söhnen und Töchtern der jetzt tätigen, zu Ehren und Würden gelangten Funktionäre gebildet. Allerdings ist auch in dieser Generation nicht viel von geistiger Weite und bewußtem Ablegen der kommunistischen Scheuklappen zu merken. Ihre Emanzipation vollzieht sich auf dem natürlichen und von geistiger Begabung unabhängigen Weg des ursprünglichen Mitgefühls, der Stimme des Gewissens, die die erbarmungslose Ungerechtigkeit der staatskapitalistischen Wirtschaft und die Willkür dieses Staates spontan verurteilt. Übrigens wäre es nicht möglich, das sicher bereits entwickelte oppositionelle Denken einer Minderheit innerhalb dieser Schicht in einem in der Sowjetunion erscheinenden Buch zu schildern. Jedenfalls schildert auch diese, unter den Bedingungen sowjetischer Zensur erschienene Erzählung einen echten Konflikt in der heutigen sowjetischen Gesellschaft, und zwar sogar innerhalb ihrer leitenden Schicht. Es ist der Konflikt zwischen zwei Generationen. Der jüngeren gehören Menschen an, die den zweiten Weltkrieg als Kinder erlebt haben, mit seinen Schrecken, der Möglichkeit des Untergangs der kommunistischen Herrschaft, mit der allgemeinen Todesgefahr, die wohl in manchen Fällen die Zuflucht zum Religiösen erzwungen hat. Andererseits fehlt den Jüngeren die Parvenüzufriedenheit der Väter, die es dank der Sowjetmacht „zu etwas gebracht haben“, die als erste Generation an der Nutznießung der totalen Macht beteiligt und natürlich davon berauscht sind. Für ihre Kinder aber sind ein relativ hohes Einkommen und die höhere gesellschaftliche Stellung etwas Selbstverständliches. Es ist kaum möglich sich vorzustellen, daß das weitere Leben dieser Jugend in der von ihren Vätern vorgezeichneten Bahn verläuft. Sie spürt die Unruhe des Gewissens, sie wird von ihrem Gewissen gedrängt. Das Gewissen treibt sie nicht zum Dienst „an

der Menschheit“ wie ihre revolutionären Großväter, die Gründer des Systems, sondern zur Auseinandersetzung mit der Gegenwart, mit dem Mitmenschen, mit dem Nächsten.

Diese Deutung scheint durch die Echtheit von Tendrjakovs Werk, dem übrigens auch manches andere zur Seite gestellt werden kann, genügend begründet zu sein und zugleich einen wichtigen Hinweis auf die Möglichkeiten der nächsten Zukunft des Landes zu gewähren.

Von der Naturgebundenheit und Freiheit des kranken Menschen

ERICH MÜLLER

Der kranke Mensch unter dem Aspekt von Naturgebundenheit und Freiheit — dieses Thema bedarf einer kurzen Erläuterung und Umgrenzung der beiden Begriffe. Als homo, als der „Erdgeborene“, ist der Mensch grundsätzlich naturgesetzlichen Einflüssen auch im Bereich des Krankwerdens und Krankseins ausgesetzt. Aber eine rein naturkausal-deterministische Auffassung der Krankheit wird dem Wesen des Menschen und seiner Beziehung zur Krankheit nicht gerecht. Er ist ein mit persönlicher Entscheidungs- und Willensfreiheit ausgestattetes Geschöpf. Freiheit bedeutet also — wenn auch nicht unbeschränkt — freie Entscheidung, hier bezogen auf das psychische, geistige und sittliche Verhalten dem Problem und dem Ereignis „Krankheit“ gegenüber. Nehmen wir allein die Natur — d. h. den Bereich unserer biologischen Lebensäußerungen — als die bestimmende Norm, innerhalb derer das eigene biologische Sein und die materielle Umwelt den menschlichen Leib in Gesundheit und Krankheit prägen und formen, dann haben wir von dieser Seite her im Krankheitsfall wesentlich das Schicksalhafte vor uns, das oft nach allgemeinen Gesetzlichkeiten Verlaufende, wie die Wunde, den Infekt, die Seuche. Das Individuelle, das Personhafte des Einzelfalles kann demgegenüber entscheidend von der freien Einstellung des Kranken geprägt werden. Hierbei ist zu bedenken, daß sich der Kranke in einer ganz anderen Seinsverfassung als der Gesunde befindet. Das Erlebnis des Krankseins bringt den Kranken in eine neue, ungewohnte Situation, in der ihn die Sicherheit des Gesunden verläßt, in der er sich aber gerade darum — anders

* Nach Vorträgen vor der Kath. Studentengemeinde Hamburg am 6. Dezember 1960, vor der Kath. Kulturgemeinde Erlangen am 23. Juni 1961 und vor dem Mittel- und Oberfränkischen Hochschulkreis der Kath. Akademie in Bayern am 27. Januar 1962.